

MADELEINE PULJIC

ALL
LOVERS
LOST

ROMAN

Der Sog der Nacht

LESEPROBE

KNAUR 

KAPITEL 1

LAZAR

Aus den Schatten einer Seitengasse heraus beobachtete Lazar die Sterblichen, die aus der U-Bahn strömten. Müde von ihrem Arbeitstag trotteten sie die Stufen der Haltestelle hoch. Sie waren leichte Beute, das graue Wetter und die Alltäglichkeit ihrer Umgebung machten sie unachtsam. Er brauchte nur zu warten, bis die Menge sich zerstreute.

Eine Frau in ihren Vierzigern schleppte sich unmittelbar an seinem Versteck vorbei. Den Kragen ihrer Übergangsjacke hatte sie gegen den einsetzenden Nieselregen hochgeschlagen. Ihr Blick war starr auf den Boden gerichtet, ihre Arme beladen mit Einkaufstüten und einer überdimensionierten Handtasche.

Lazar ließ sie ziehen. Jemand wie sie hatte Familie, jemanden, dem etwas auffallen könnte. Wozu ein Risiko eingehen? Er hatte Zeit, die Nacht war noch jung.

Er musste nicht lange auf seine nächste Chance warten. Ein kleiner Mann mit Halbglatze eilte die Straße entlang. Nervös sah er sich um und drückte dabei eine abgegriffene Aktentasche fest an den hageren Körper, als fürchte er, jemand könnte ihm das alberne Ding entreißen. Lazar hatte kein Interesse daran. Für ihn zählte einzig das Blut in den Adern des Mannes – der angstbeschleunigte Pulsschlag, der ein verheißungsvolles Stakkato in Lazars Ohren hämmerte.

Der Typ war bestimmt keine Delikatesse, aber Lazar war nicht wählerisch. Auch er hatte einen harten Tag hinter sich. Eine Zehnstundenschicht im Lager forderte ihren Tribut, selbst

von einem Vampir. Er brauchte Stärkung. Also sandte er seine Gedanken aus. Wie eine unsichtbare Hand streckte er sie dem Mann entgegen und schlang sie um den von Übermüdung geschwächten Geist.

Der Fremde verlangsamte seine Schritte. Irritiert blickte er in Richtung der Gasse, in der sein Jäger lauerte. Lazar empfing eine diffuse Ahnung von Finanzgeschäften, von dräuenden Deadlines und Mobbing in einem Großraumbüro, ehe er die Gedanken des Menschen zurückdrängte. Er wollte die Sorgen seines Opfers nicht kennen, wollte so wenig über ihn wissen wie möglich. Stattdessen verstärkte er seinen mentalen Griff. Er lockte den Mann zu sich, mit einem Versprechen, das keinerlei Erklärung bedurfte. Weg von all dem, was ihn erschöpfte. Fort von dem Alltag, den Ängsten, der Ödnis. Hinein in die Dunkelheit.

Von einer animalischen Gier erfüllt, die er nicht unterdrücken konnte, beobachtete Lazar, wie der Sterbliche näher kam und ein paar Schritte in die Sackgasse tat. Außer Sichtweite der Passanten blieb er stehen. Lazar selbst war von durchschnittlicher Statur, trotzdem reichte ihm der dürre Kerl gerade einmal bis zur Schulter. Das würde ein kurzes Mahl werden.

Aus der Nähe betrachtet, wirkte der Kerl außerdem deutlich älter als aus der Ferne. Seine Haut war teigig, die kahle Stelle auf seinem Schädel war feucht vom Regendunst. Der Glanz auf seiner Stirn jedoch rührte von etwas anderem: Unappetitlicher Schweißgeruch umgab den Mann wie eine Wolke.

Angewidert kniff Lazar die Augen zusammen, aber der Hunger war stärker. Lazar fasste sein Opfer am Nacken und drehte den Kopf des Mannes zur Seite. Er atmete flach, als er sich über den schlecht rasierten Hals beugte, und konnte sich dennoch des Schweißgestanks nicht erwehren. Wütend versenkte er seine Reißzähne in dem wehrlosen Fleisch. Der Sterbliche zuckte,

doch der Schmerz war ebenso schnell vorbei, wie er gekommen war, und der dürre Kerl versank erneut in die Trance, in die Lazar ihn versetzt hatte.

Blut spülte in Lazars Mund. Augenblicklich vergaß er den Gestank und den Schmutz seines Opfers. Erinnerungen seiner Beute füllten seine ganze Welt aus, Gefühle umspülten seine Sinne. Bilder, Farben, Geräusche wirbelten durcheinander, ein übermächtiges Crescendo, das die Welt um ihn einfach ausblendete. Und über allem dröhnte, pulsierte und vibrierte der Herzschlag des Mannes.

Dieses Spektakel machte Lazar jedes Mal aufs Neue trunken. Gierig labte er sich, schluckte Schwall um Schwall, bis der Puls des Mannes sich verlangsamte.

Es kostete ihn gewaltige Überwindung, sich von seinem Opfer zu lösen. Es war nicht genug, er wollte *alles*. Die Empfindungen, zu denen er selbst nicht länger fähig war. Das heiße Blut, das seinen Hunger für kurze Zeit stillte. Er brauchte mehr.

Aber mehr zu nehmen, hätte den Menschen getötet – und das war eine Schwelle, die er niemals überschritt. Ausgesaugte Leichen warfen Fragen auf, in der heutigen Zeit mehr denn je. Tote verlangten nach Schuldigen, und damit konnten sie selbst für einen Unsterblichen gefährlich werden.

Also riss Lazar mit einem Fingernagel über die Kuppe seines Daumens und drückte einen einzelnen Tropfen Blut aus dem Schnitt. In einer raschen Bewegung strich er über die Bissspur. Das Gift, das in seinem Blut lauerte, tat auch an Sterblichen seine Wirkung: Innerhalb weniger Augenblicke schloss sich die verräterische Wunde an der Halsschlagader seines Opfers. Zurück blieb nur eine kaum wahrnehmbare Narbe – zwei winzige Punkte, etwas blasser als die umliegende Haut. Und ein Tropfen Blut, den Lazar einfach fortwischte.

Dann trat er einen Schritt zurück. Einmal mehr verschmolz er mit den Schatten der dunklen Gasse, ehe er den Griff um den Geist des Sterblichen löste.

Einen Moment lang stand der Mann mit glasigen Augen da. Schließlich blinzelte er, blickte sich verwirrt um – und sah die Hauptstraße hinter sich liegen.

»Falsch abgelenkt?« Immer noch leicht betäubt, schüttelte er den Kopf und ging langsam zurück. »Ich brauch Kaffee ...«

Bei seinen ersten Schritten taumelte er noch, aber er fing sich rasch. Nach ein paar Metern hatte er sein übliches Tempo wieder erreicht. Die schmächtige Gestalt hastete weiter und verschwand im Strom der Passanten.

Lazar warf einen raschen Blick auf die Straße. Es war alles wie zuvor, niemand hatte etwas bemerkt. Das wunderte ihn nicht. Menschen wollten nicht aus ihrer Bequemlichkeit gerissen werden. Sie waren bereits mit ihren eigenen kümmerlichen Existenzen überfordert, und das Leben in der Großstadt hatte sie gelehrt, lieber wegzusehen, als unnötige Aufmerksamkeit zu erregen.

Doch man musste vorsichtig sein. Die Welt war gefährlich für seinesgleichen, heute mehr denn je. Überall waren Kameras, jeder verfluchte Sterbliche trug eine bei sich.

Aus purer Gewohnheit wischte Lazar sich mit dem Ärmel über den Mund. Ein kleiner, blutiger Fleck blieb an dem zerschlissenen Stoff seines Pullovers zurück und brachte die Erinnerung an den Schweißgestank des Mannes mit sich. Übelkeit überrollte Lazar wie eine dunkle Welle.

Warum tat er sich das an? Nacht für Nacht diese erzwungene Nähe ... Er ekelte sich vor den Menschen, die schon lange vor ihrem Tod nach Verwesung stanken, und dem Schmutz, in dem sie lebten. Am meisten jedoch widerte ihn seine eigene erbärmliche Existenz an. So mancher Vampir sah sich als unbesiegbar

an, als Krone der Schöpfung, doch dieser Illusion hatte Lazar sich niemals hingeeben. Er wusste, was er war: ein Monster, das nur zu feige war, zu sterben. Ihn wunderte es nicht, dass so viele seiner Art den Freitod wählten. Der Lebenswandel, zu dem man gezwungen war, jahrhundertlang, zermürbte die Seele – bis sie irgendwann dem Druck nachgab und zerbrach.

»Lazar.«

Die leise Stimme erschreckte ihn nicht. Die Anwesenheit des anderen Vampirs war ihm nicht entgangen. Lazar hatte nur versucht, ihn zu ignorieren.

Genervt wandte er sich um. »Was willst du, Cassius?«

»Mich freut es auch, dich zu sehen.« Die schlanke Gestalt trat lautlos aus dem Dunkel.

Vor Lazar stand ein Mann mit schwarzen Haaren und aristokratischem Gesicht. Kurz flatterte sein dünner Ledermantel, dann hing das Kleidungsstück wieder so reglos herab, als hätte sein Träger sich keinen Millimeter bewegt.

Die dunkle Kleidung half ihnen, auf ihren Jagdzügen unsichtbar zu bleiben. Cassius jedoch betrachtete sein Aussehen als Waffe. Er benutzte es als Mittel, um seine Jagd zu perfektionieren, in jeder Epoche aufs Neue. Er betrachtete es als unter seiner Würde, den Menschen seinen Willen aufzuzwingen.

Nun, jeder von ihnen hatte seine eigene Jagdtechnik entwickelt. Für Lazar war das in Ordnung.

Cass dagegen kniff die Augen zusammen und seufzte gekünstelt.

»Du solltest dir wirklich mal Gedanken über deine Ernährung machen, mein Freund.«

»Wir sind keine Freunde«, wehrte Lazar ab.

Der andere lachte leise. »Wie du meinst. Dann bin ich eben das, was einem Freund am nächsten kommt.«

Lazar schnaubte verächtlich. Cassius und er waren zwei Unsterbliche, die sich aneinander gewöhnt hatten und gemeinsam durch die Jahrhunderte gingen. Das bedeutete nicht, dass Lazar die Anwesenheit des anderen besonders schätzte. Vor allem, weil Cass ein unausstehlicher Besserwisser war.

»Als dein Freund sage ich dir jedenfalls: Du bist, was du isst.«

»Kannst du es nicht endlich gut sein lassen?« Lazar hatte keine Lust auf diese Diskussion. Nicht schon wieder.

»Ich mache mir eben Sorgen um dich«, beharrte Cassius. Er deutete die Gasse hinab zur Hauptstraße hin. »Würdest du nicht immer an diesen menschlichen Ratten nuckeln, würdest du dir auch nicht immer über dieselben Dinge den Kopf zerbrechen.«

Mit einem raschen Schritt trat er an Lazar heran. Der Blick seiner eisblauen Augen bohrte sich in Lazars braune.

»Ich kenne dich, Lazar. Ich weiß, warum es dich in solche Gegenden treibt. Es ist nicht die leichte Beute. Wenn du leichte Beute willst, gehst du in den Park oder holst dir betrunkene Partygänger. Stattdessen kommst du hierher, suchst dir den Abschaum und die Ungeliebten aus, bei denen du dich wahrscheinlich halb ankotzt, während du ihnen am Hals hängst. Du quälst dich mit Absicht. Und wenn du so weitermachst, weilst du nicht mehr lange unter uns.«

Lazar funkelte seinen Verfolger wütend an. Er brauchte niemanden, der für ihn den Babysitter spielte. »Ich tue, was nötig ist, um zu überleben.«

»Und genau da liegt dein Fehler.« Cassius schüttelte den Kopf. »Überleben ist nicht dasselbe wie leben. Such dir ein Hobby, verdammt!«

»So wie du?« Lazar schnaubte. »Du weißt, dass mir deine Methode zuwider ist. Ich will nicht mit ihnen reden.«

Menschen waren Nahrung. Sie als etwas anderes zu sehen, würde es nur schwerer machen. Für Cassius mochten sie ein amüsanter Zeitvertreib sein, aber Lazar wusste, wozu er selbst fähig war. Besser, er brachte sich nicht in Versuchung.

Sein Gefährte zuckte mit den Schultern. »Wie du meinst. Aber meine sind wenigstens sauber.«

Mit einem misshütigen Brummen wandte Lazar sich ab. Für ihn war das Gespräch beendet, für Cassius offensichtlich noch nicht.

»Warte«, bat er. Der Spott war aus seiner Stimme verschwunden. »Ich brauche deine Hilfe.«

»Für dein *Hobby*?«

Cassius zog die schmalen Augenbrauen zusammen. »Mach dich nur lustig über mich. Dieses Problem geht uns beide an! Jemand tötet in unserer Stadt.«

Lazar hielt mitten in der Bewegung inne.

»Du redest nicht von einem Menschen«, schlussfolgerte er, denn das hätte Cassius nicht der Rede wert befunden. Der Täter musste einer von ihnen sein, ein Unsterblicher.

Ausgesaugte Leichen warfen Fragen auf. Jeder wusste das. Jeder hielt sich daran – sofern er überleben wollte.

»Weißt du, wer es ist?«

»Noch nicht.« Cass' Ausdruck verfinsterte sich. »Aber wer es auch ist – er jagt in meinem Revier. In meinen Klubs.«

»Dann bist vielleicht du derjenige, der seine Ernährungsweise überdenken sollte.«

Die Klubs waren ohnehin ein riskantes Jagdgebiet. Es hatte seine Gründe, dass Lazar sie immer gemieden hatte.

»Und was soll das jetzt noch bringen?« Cassius knurrte. »Wenn die Vetrani erst einmal auf Hamburg aufmerksam geworden sind, werden sie hier keinen Stein auf dem anderen lassen. Glaubst du wirklich, dass sie dann nicht auch dich finden werden?«

Mit seiner Jagdmethode blieb Lazar jedenfalls eher unter ihrem Radar als Cassius. Dennoch hatte sein Gefährte recht. Die *Vetrani in Dei Signo* waren zwar nur ein Teil des globalen Netzwerks von Vampirjägern, es war ihnen jedoch nicht ohne Grund gelungen, sich die meisten anderen europäischen Orden einzuverleiben. Die Krieger Gottes waren Bluthunde. In den vergangenen Jahrhunderten hatten sie es geschafft, die Unsterblichen nahezu auszulöschen.

Cassius ballte seine Hände zu Fäusten und rammte sich dabei die Fingernägel ins Fleisch. Der Geruch von Blut drang in Lazars Nase.

»Sie haben gerade erst einen von uns in Prag erwischt«, stieß er aus. »Viktor war kein Neuling, sondern fast so alt wie ich. Und jetzt zieht jemand eine Spur aus Leichen durch Hamburg. Sie führt zu mir – und damit auch zu dir.«

Cassius hatte recht: Dieses Problem ging sie beide an.

KAPITEL 2

SINA

Die Tür des Krankenzimmers schwang auf. Ertappt ließ Sina das Buch sinken und sah der Pflegerin entgegen, die mit einem Tablett in den Händen eintrat.

Marla war eine Springerin. Sina kannte sie zwar von der Kardiologie, hatte jedoch noch keinen Dienst mit ihr zusammen gehabt. Also setzte sie nur ein freundliches Lächeln auf. »Hallo.«

»Du bist noch hier?« Die Krankenschwester runzelte die Stirn. »Ich dachte, du schaust nur kurz nach der Patientin.«

Sina schüttelte den Kopf. »Ich habe Feierabend.«

Und genau genommen war Frau Ullrich auch nicht mehr ihre Patientin, aber das musste sie Marla nicht unbedingt auf die Nase binden.

Ihre Auskunft entlockte der Schwester ohnehin nur ein irritiertes Schulterzucken. »Wie geht es ihr heute?«, erkundigte sie sich mit einem Nicken in Richtung des Krankenbetts.

Frau Ullrich hatte die Augen geschlossen, tiefe, regelmäßige Atemzüge hoben ihre Brust. Im Schlaf glätteten sich die Falten in ihrem Gesicht, was sie jünger – und glücklicher – wirken ließ. Die Träume nahmen ihr den Schmerz des Vergessens.

Allerdings war Frau Ullrich gerade eben noch wach gewesen – so weit ihr das möglich war. Entweder hatte sie einen beneidenswerten Schlaf, oder sie war eine begnadete Schauspielerin.

Sina wusste jedoch, worauf die Krankenpflegerin hinauswollte: Es war Zeit für das Abendessen. Ein guter Tag bedeutete, dass die Patientin dabei nur geringe Hilfe benötigte, um nichts zu verschütten. Ein schlechter Tag, dass man ihr bei jedem Bissen und jedem Schluck assistieren musste.

Sina streckte die Hand nach dem Tablett aus. »Ich kann das übernehmen.«

»Sicher?« Marla blinzelte verwundert. »Du bist doch eine von Dr. Steinhäusers Studentinnen. Ich weiß nicht, ob er das gutheißen würde.«

Die Antwort auf diese Frage kannte Sina selbst: Das würde er nicht. Sie war angehende Ärztin, und in den Augen ihres Ausbilders sollten Studierende das Praxisjahr nutzen, um sich in Professionalität zu üben. Das wiederum bedeutete, Abstand zu wahren und keine Patienten bevorzugt zu behandeln. Ärzte waren kein Pflegepersonal, das war Steinhäusers Meinung.

Allerdings war Frau Ullrich schon seit Wochen nicht mehr Sinas Patientin. Sie hatte die alte Dame betreut, bevor diese von

der Kardiologie auf die Palliativstation verlegt worden war, und sie brachte es nicht über sich, die arme Frau jetzt einfach im Stich zu lassen – ganz gleich, was Doktor Steinhäuser dazu sagte. Frau Ullrich hatte keine Familie, die sie hätte besuchen können, Sinas Familie dagegen wohnte vierhundert Kilometer weit entfernt. Also was schadete es, wenn sie der alten Frau abends ein wenig Gesellschaft leistete?

Sina hielt weiterhin die Hand ausgestreckt. »Von mir wird Steinhäuser es nicht erfahren«, versicherte sie.

»Okay ...« Nach kurzem Zögern übergab Marla ihr das Tablett. Ein paar Minuten Pause ... Das war ein Geschenk, das in der Pflege niemand leichtfertig ablehnte. »Danke dir!«

Sina lächelte. »Klar, kein Problem.«

Kaum hatte sich die Tür hinter der Schwester geschlossen, öffnete Frau Ullrich die Augen. »Was gibt es denn?«, fragte sie. Ihre Hand zitterte, als sie die Abdeckung des Tellers anhub. Enttäuscht sah sie auf die belegten Brote darunter. »Keinen Pudding?«

»Nachtisch gibt es nur beim Mittagessen«, erklärte Sina geduldig. »Möchten Sie, dass ich die Brote klein schneide?«

»Ach was.« Frau Ullrich griff nach dem Käsebrot. Als sie hineinbiss, klackte ihr Gebiss leise.

Sina schmunzelte. Es war einer von Frau Ullrichs guten Tagen.

Aber die Hand, die das Brot hielt, zitterte immer stärker. Die Käsescheibe sackte herab und plumpste auf die Bettdecke. Tränen stiegen der alten Frau in die Augen.

»Einen Augenblick, ich helfe Ihnen.« Sanft wischte Sina die Butter fort.

Das war das Schlimmste an dieser Krankheit: die klaren Momente, in denen die Patientin genau merkte, dass ihr sowohl Körper als auch Geist nicht länger gehorchten und sie sich Stück

für Stück mehr verlor. Alles, was ihr einmal wichtig gewesen war, verschwand. Ihre Erinnerungen, ihre Gegenwart, ihre Autonomie.

Frau Ullrich war einmal Professorin für Kunstgeschichte gewesen, hatte man Sina erzählt. Ab und zu blitzte dieses umfangreiche Wissen durch und offenbarte eine Frau mit scharfem Verstand und pikantem Humor. Aber diese Tage wurden seltener. Morgen würde sie sich nicht mehr daran erinnern, wer Sina war – oder dass sie ihr die Abenteuer von Pu dem Bären mittlerweile bestimmt zum zwanzigsten Mal vorlas.

Das Handy in der Seitentasche von Sinas Kittel vibrierte, doch sie ignorierte es. Stattdessen schnitt sie das Brot in mundgerechte Stücke und half Frau Ullrich, diese zum Mund zu führen.

»Ich schaffe das schon«, beharrte die alte Frau.

»In Ordnung.« Sina ließ die Hände sinken.

»Lesen Sie lieber weiter, Kind. Ich will wissen, ob sie ... ob sie das ... das Wuschel fangen.«

»Gern.« Das war zwar nicht das Kapitel, das sie vorhin gelesen hatte, aber das war nicht ungewöhnlich.

Sie wollte nach dem Buch greifen, als die Tür erneut aufging.

»Wir sind noch nicht fertig«, sagte Sina, doch die Krankenschwester schüttelte den Kopf.

»Dr. Steinhäuser ist unterwegs hierher.« Sie trat ein und schloss die Tür hinter sich. »Du solltest gehen. Ich übernehme hier.«

»Danke.« Sina biss sich auf die Unterlippe. Der Koordinator des Praktischen Jahres war Kardiologe. Was tat er auf der Palliativstation? So viel war klar: Wenn Steinhäuser ihretwegen kam, sollte sie ihm besser nicht über den Weg laufen.

»Wir lesen morgen weiter, ja?«, wandte sie sich an ihre Patientin, doch Frau Ullrich sah bereits durch sie hindurch. Der lichte Moment war vorbei.

Sina legte das Buch zurück in die Schublade des Nachtschränkchens, zupfte die Decke ihrer Patientin zurecht und warf gewohnheitsmäßig einen Blick auf den Monitor neben dem Kopfende des Krankenbettes. Die bunten Linien zeichneten gleichförmige Zacken auf den schwarzen Hintergrund. Für jemanden in Frau Ullrichs Alter waren die Vitalparameter in Ordnung, ihr Kreislauf war stabil. Damit war die Behandlung in den Augen der Kardiologen abgeschlossen. Für Dr. Steinhäuser zählten nur die Werte auf dem Krankenblatt, nicht die Patienten selbst. Und laut den Werten ging es der Patientin gut. Wie es in ihr drinnen aussah, interessierte den Arzt nicht, das war eine Angelegenheit für Physiotherapeuten und Krankenpfleger, nicht für eine Medizinstudentin im zwölften Semester.

»Danke für die Warnung«, murmelte sie Marla im Vorbeigehen zu.

»Kein Problem. Schönen Abend!«

»Danke, ebenso.«

Sina schloss die Tür zu Frau Ullrichs Zimmer hinter sich und bog ihren schmerzenden Rücken durch. Erst der Dienst auf der Kardio, danach das lange Sitzen auf dem harten Plastikstuhl. Sie war fix und fertig. Zeit, nach Hause zu gehen und sich in die Wanne zu legen.

Im Vorbeigehen winkte sie einer anderen Schwester zu, die am Stationsschalter Dienst tat. Dann erkannte sie die hochgewachsene, grauhaarige Gestalt im weißen Kittel, die den Flur entlangkam, und bog hastig Richtung Fahrstuhl ab, während die Pflegerin mit müdem Gesichtsausdruck ihr Winken erwiderte.

Sina zwängte sich in den Aufzug, kaum dass sich die Türen öffneten, und drückte sofort auf den Knopf, der sie wieder schloss. Endlose Sekunden vergingen, in denen sie auf den Flur starrte,

in der Erwartung, jeden Moment ihrem Oberarzt gegenüberzustehen.

Endlich setzten sich die beiden Stahlflächen in Bewegung und schirmten sie ab. Sina atmete auf. Doch statt sich vollends zu schließen, stoppten die Türen des Aufzugs plötzlich und glitten wieder auf. Vor ihr stand genau der Mann, dem Sina zu entgehen versucht hatte.

»Frau Neubert.« Durch seine Brillengläser maß Steinhäuser sie mit strengem Blick.

Schlagartig fühlte Sina sich winzig klein. Das grau melierte Haar des Oberarztes war dezent nach hinten gekämmt, der Mund zu einem missbilligenden Strich zusammengekniffen. Im Gegensatz zu ihr trug der Kardiologe keinen Arztkittel über seiner weißen Krankenhausmontur. Wozu auch? Ihn hielt garantiert niemand irrtümlich für einen Pfleger. Er war ein Mann, außerdem bestimmt schon Mitte fünfzig. Und allein sein herrisches Auftreten machte deutlich, dass er jemand mit Autorität war.

Auffordernd hob Steinhäuser eine buschige Augenbraue.
»Warum sind Sie hier?«

»Ich ...« Verdammt, wusste dieser Kerl überhaupt, wie einschüchternd er auf seine Studierenden wirkte? »Ich habe nur eine ehemalige Patientin besucht.«

Er nickte. »Davon habe ich gehört. Aber meine Frage lautete: Warum?«

»Warum denn nicht?«, rutschte es Sina heraus.

Sofort biss sie sich auf die Zunge, doch es war zu spät. Steinhäusers Miene wurde hart.

»Weil es nicht mehr Ihre Patientin ist«, erklärte er knapp. »Ihre Aufgaben liegen anderswo.«

»Das weiß ich. Es war ein privater Besuch, ich habe mich schon ausgetragen.«

Gut, sie hätte vermutlich die Krankenhauskleidung ablegen sollen, um zu verdeutlichen, dass sie nicht länger im Dienst war. Aber dass der Oberarzt sie extra abhing, nur um ihr das zu sagen?

»Sie müssen lernen, loszulassen«, mahnte Steinhäuser. »Denken Sie daran, auf welcher Station Sie sich hier befinden.«

Als ob Sina das vergessen könnte. Auf der Palliativstation landeten die unheilbar Kranken. Diejenigen, bei denen nur noch Symptome und Komplikationen behandelt werden konnten, nicht mehr das zugrunde liegende Problem. Diese Patienten starben, doch gerade deshalb kam Sina hierher. Frau Ullrich hatte niemanden, der ihr beistand.

»Ich mag sie«, fasste Sina zusammen. »Da kann ich sie doch in meiner Freizeit besuchen?«

Der Oberarzt sah das offensichtlich anders. »Empathie ist eine Sache, Frau Neubert. Mangelnde Abgrenzung eine andere. Sie sollten sich nicht zu sehr einbringen. Für das letzte Trimester haben Sie sich auf der Onkologie beworben, nicht wahr?«

»Ja?« Der abrupte Themenwechsel verwirrte Sina.

Steinhäuser nickte. »Dort werden Sie noch weit mehr Patienten verlieren als auf der Kardiologie, das ist Ihnen hoffentlich klar. Und das erfordert Professionalität auf allen Ebenen.«

Wieso sagte er das? Hielt er sie etwa für zu emotional, um ihren Job zu erledigen?

»Ich schaffe das«, versicherte Sina.

»Das hoffe ich.« Mit einem müden Seufzen trat er aus dem Aufzug, wandte sich dann aber noch einmal um. »Sie machen Ihre Sache bisher gut, ich würde Sie ungern verlieren. Aber Sie müssen lernen, ein gesundes Maß an Abstand zu wahren, andernfalls sehe ich schwarz.«

Fassungslos starrte Sina ihn an. Hatte er gerade gedroht, sie durch die Examensprüfung rasseln zu lassen – und das nur, weil

er ihre Anteilnahme für eine Schwäche hielt? War ihre Empathie für ihn etwa ein Zeichen dafür, dass sie für den Arztberuf nicht geeignet war?

Die Aufzugtüren schlossen sich, doch Sina fühlte sich unfähig, auf den Knopf zu drücken.

Falls Steinhäuser sie wirklich als zu emotional einstufte und bei Dr. Dybvik gegen sie unkte, damit dieser ihre Bewerbung hintanstellte, konnte sie das Trimester auf der Krebsstation vergessen. Kurzfristig eine neue Praktikumsstelle zu bekommen, war so gut wie unmöglich. Und wenn sie auch noch durch die Prüfung fiel ...

Sina schluckte. Ein vergeudetes Semester konnte sie sich nicht leisten, ihr Samstagsjob reichte ohnehin kaum, um ihre Rechnungen zu bezahlen. Als jemand, der nicht aus einer Akademikerfamilie stammte, hatte sie sich ihren Studienplatz hart erarbeitet und alles selbst finanziert. Sie hatte immer mehr Einsatz zeigen müssen als ihre Kommilitonen. Und jetzt wurde sie dafür auch noch bestraft?

Steinhäuser konnte sie mal kreuzweise! Er war genau die Art von Arzt, die sie nie sein wollte: ein Gott in Weiß, der seine Patienten nur als Fälle betrachtete, als Zahlen in der Statistik. Nein, er war wahrlich kein Vorbild.

Sina würde das Hammerexamen bestehen. Auf ihre Weise.

Entschlossen drückte sie die Taste für das Erdgeschoss.

Wieder vibrierte ihr Handy, und diesmal zog Sina es aus der Tasche.

Mädelsabend!!!, schrieb ihre ehemalige Studienkollegin und beste Freundin in Hamburg. *Brezel dich auf – es ist Gothic Night!*

Sina stöhnte. Die Verabredung mit Levke hatte sie vollkommen vergessen. Oder vielmehr verdrängt. Das Letzte, worauf sie nach der Konfrontation mit Steinhäuser Lust hatte, war, sich in

einem finsternen Nachtclub zu betrinken. Das würde sie doch erst recht runterziehen!

Aber sie hatte es versprochen. Ihre Freundin hatte gerade eine fiese Trennung mit viel kaputtem Geschirr und einem noch kaputteren Herzen hinter sich, ein wenig Ablenkung würde Levke guttun. Und Sina selbst brauchte auch einmal wieder etwas anderes als Prüfungssorgen und die halb verdurstete Topfpflanze in ihrem Einzimmerapartment.

Aber ausgerechnet Gothic Night? Sina schauderte. Seit ihrer Schulzeit war sie nicht mehr im Grufti-Look herumgelaufen.

Andererseits ... Es war zumindest einmal etwas anderes. Vielleicht würde es ja ganz lustig werden. Nach dem Schreck mit Steinhäuser konnte sie ein paar Drinks jedenfalls gut gebrauchen.

Einfach mal feiern und Spaß haben. Was war schon dabei? Es war schließlich nur ein Klub.

Neugierig geworden?

Weiterlesen in *All Lovers Lost – Der Sog der Nacht!*